Streik — Arbeitsruhe — Wahlrecht — ein Wahlrecht wollen sie! und so? — sehr Bedeutung hatte er geschafft, nur war er ein mündiger Mann.

„Kanalle! . . .“ sagte er und schelt den Fußweg zum Bau hinab, und es schien ihm in diesem Augenblick, ja, es war seine tiefenfeste Ueberzeugung, all das Unglück, in das er geraten, und die Bedrängnisse, die er faßte — Streiks, Wahlrechtskämpfe und alle möglichen anderen politischen Kamen, die man den Arbeitern in den Kopf setzte, hätten mit einem Male Gestalt angenommen in diesem Höllenhund, der Kanalle. — —

Drüben auf dem Bau aber rasterte der Aufzug und hundert fleißige Hände regten sich, als wollten sie nimmer ruhen.

Dann aber lag der Bau in der Stille der Mittagsglocke, die Arbeiter rasteten, und nur der Polier flog irgendwo in den Stiegen und Stockwerken herum.

Er trat für einen Augenblick an den Aufzug der fürsten Etage, über den zwei wuchtig schmale Bretter lagen, schien etwas zu verlieren und bückte sich.

Dann ging er seiner Wege. — — —

Der Höllenhund kam eilig die Stiege herauf und begann in einer Ecke nach Drähte und Schnüren zu suchen, denn er wollte noch schnell ein kleines Gerüst bauen.

Er hatte es nicht leicht. Ein jeder wollte etwas von ihm. Der eine Mörtel, der andere Steine, und inzwischen hatte er noch allerlei Gerüste und wand Steine und Balken auf.

Die Glocke schrillte.

„Aufzug!“ brüllte von oben der Polier.

Der Höllenhund riß Drähte und Schnüre fluchend und trat zum Schacht, in dem die Ketten klirrten. Langsam kam die Eisenmulde die sechs Stockwerke vom Keller herauf.

Endlich!

Der Höllenhund streckte die Arme aus, um die Kette zu fassen — wankte — griff nach irgend etwas — eine Hand — ein Schreck — ein Poltern, ein Krachen — dann nichts mehr.

„Maschine stopp!“ schrie eine helleste Stimme, und sie war wie von Eisen, so hart und schwer.

Oben an der Brüstung stand der Polier. Er stand im vollen, gleißenden Sonnenlicht, wuchtig und hochaufgerichtet, und gewährte ein triumphierendes Bild brutaler unwiderstehlicher Kraft.

„Maschine stopp!“

Und nach langer Pause:

„Der Höllenhund ist in den Schacht gestürzt!“

Und er zog den Hut und schlug ein derbsches Kreuz.

Werner P. Larsen

21]

Pelle der Eroberer

Roman von Martin Andersen Nexö

Sie trabten schnell dahin, das Gesicht auf den Rauchnebel der Stadt weit vor ihnen gerichtet. Ferdinand kaute im Gehen auf seinem Priem, und spie alle Augenblicke einen großen Strahl auf den Weg hin; sein verhärtetes Bullenbeißergesicht mit den blutunterlaufenen Augen drückte gar nichts aus, jetzt, wo er schwieg.

Ein Bauernbursche kam, aus vollem Halse singend, auf sie zu. Er mochte wohl zwölf bis vierzehn Jahre alt sein.

„Warum bist du so vergnügt, Pengel?“ fragte Ferdinand und hielt ihn an.

„Ich hab' eine Kuh in die Stadt getrieben und dafür hab' ich zwei Kronen gekriegt,“ antwortete der Junge und lachte über das ganze Gesicht.

„Dann bist du auch früh auf den Beinen gewesen, mein Freund,“ sagte Pelle.

„Ja, ich bin über nacht um drei von Hand fortgegangen. Aber nu hab' ich auch meinen Tagelohn verdient und hab' den ganzen übrigen Tag frei,“ antwortete der Junge, warf das Zweikronenstück in die Luft und fing es wieder.

„Gib du acht, daß es dir nich wegkommt,“ murmelte Ferdinand und folgte der Münze mit gierigen Augen.

„Ach was!“ Der Junge lachte ausgelassen.

„Laß mal sehen, ob es auch echt ist. Auf dem Viehmarkt gibt es ganz mörderliche Spitzbuben.“

Der Junge reichte ihm das Geldstück. „Ei, sieh doch, das ist ja so eins, das man durchbrechen kann, so daß zwei daraus werden,“ sagte Ferdinand und machte allerlei Taschenspielerkunststücke. „Das eine schenkst du mir doch wohl?“ Sein Ausdruck war ganz leutselig geworden; er blinzelte Pelle boshaft zu und stand da und spielte mit der Münze, so daß es aussah, als seien es zwei. „Hier, da hast du dein Zweikronenstück!“ sagte er und drückte das Geldstück fest in die Hand des Jungen, „paß nur gut auf, sonst kriegt du Schelte von Muttern!“

Der Junge blickte verwundert die leere Hand. „Gib mir meine zwei Kronen!“ sagte er und lächelte unsicher.

„Zum Teufel auch, die hast du ja schon gekriegt!“ Ferdinand stieß ihn brutal von sich und fing an zu gehen.

Der Junge folgte ihm und verlangte hartnäckig sein Geld. Dann fing er an zu weinen.

„Nu fängt die Geschichte an, langweilig zu werden; gib ihm jetzt sein Geld!“ sagte Pelle finster.

„Langweilig?“ Ferdinand blieb sich stehen und sah ihn an, wie aus den Wolken gefallen vor Verwunderung. „meinst du, daß ich um kleines Geld spiele? Was geht der Bengel mich an, er kann sehen, daß er sich trollt, ich bin doch sein Vater nicht!“

Pelle sah ihn einen Augenblick an, ehe er begriff; dann zog er ein Papier mit etwas kleinem Geld aus der Westentasche und gab dem Jungen zwei Kronen. Der Bursche stand anfänglich wie aus den Wolken gefallen da, riß dann hastig das Geld an sich und lief davon, so schnell er konnte.

Ferdinand brummte wütend vor sich hin und zwinkerte mit den Augen. „Das will ich dir doch für die Zukunft sagen,“ rief er plötzlich und blieb stehen, „wenn du es nicht wärest und weil man sich nu mal nich gern diesen Tag ruinieren will, dann hält' ich dir den Schädel eingeschlagen. Denn so was hat nur weiß Gott noch keiner gewagt. Hast du mich verstanden?“ Er blieb den neuem stehen und schüttelte seine dicke Faust vor Pelles Gesicht.

Schnell, wie der Blitz, packte ihn Pelle an den Kragen und in die Hosen und schlug ihn schwer in einen Chausseesteinhaufen nieder. „Das ist heute das zweitemal, daß du mir damit droht, mir den Schädel einzuschlagen,“ sagte er verbittert und drückte Ferdinands Kopf in die Steine nieder. Eine Weile hielt er ihn fest nieder, half ihm dann aber wieder auf die Beine. Ferdinand war blamiert, er stand da und taumelte, bereit, sich auf Pelle zu stürzen, während der Blick, nach einer Waffe suchend, umherschweifte. Dann zog er widerstrebend das Zweikronenstück aus der Tasche und lieferte es ab als Zeichen der Unterwerfung.

„Behalt' es nur,“ sagte Pelle herablassend.

Ferdinand steckte es schnell wieder in die Tasche und machte sich daran, sich den Schmutz abzuklopfen. „Die Grospensuppe da drinnen hat scheinbar nicht weiter an deinen Kräften gezehrt,“ sagte er und schüttelte sich gemütlich, indem sie weiter gingen. „Dir sitzt noch 'ne niederträchtige Faust am Leibe. Ich begreif' daß nich, warum du dich für einen so flaumbärtigen Windhund ins Zeug legst, der kommt, weiß Gott, ohne uns durch die Welt.“

„Du legtest doch ja auch mal für einen kleinen Burschen ins Zeug, als man ihm sein Geld wegnehmen wollt'. Nicht wahr?“

„Ach so, den kleinen Burschen aus der „Arche“, meinst du, der Medizin für die Mutter holen sollt'? Das is schon so lange her!“

„Du gerietest seinetwegen in Karambolage mit der Polizei! Das war das erstenmal, daß du mit der Obrigkeit in Berührung kamst, so viel ich weiß.“

„Ja, denn der Junge hatte ja nichts getan, ich hatt' es selbst gesehen. Da gab ich dem Polypen, der mit ihm abschleppen wollt', 'ne Kopfnuß. Na ja, seine Mutter war krank, und meine eigene Alte lebte noch. Und ich war damals noch ein großes Rindvieh! Du wirst auch noch sehen, daß du nicht weit kommst mit übertriebener Barmherzigkeit. Schulden wir den andern vielleicht was?“

„Ja, ich schulde ihnen was,“ sagte Pelle und erhob plötzlich das Gesicht zum Licht empor. „Aber du hast wohl keinem was Rechtes zu verdanken!“

„Solch verdammter Bildsinn!“ rief Ferdinand aus und glotzte ihn an. „Sind sie gut gegen dich gewesen, wie? Auch als sie dich ins Gefängnis warfen? Du spielst wohl das feine Fräulein, was? Ne, das laß man sein. Damit mußt du weiter aufs Land hinaus. Du hättst also deine Zeit Besserungshaus verdient, während unsereins bloß dasaß und bitteres Unrecht litt? Unsinn! Sie wissen wohl, was sie tun, wenn sie Ferdinand die Haare kurz abscheren; aber dich hätten sie ruhig laufen lassen können. Du brachtest fünfzigtausend Mann auf die Beine, und was hadt ihr denn groß getan? Nicht soviel Störung habt ihr verursacht, wie 'ne Maus in 'ner Damenhose! Die Großbürger haben viel mehr Angst vor Ferdinand als vor dir und all deinen Pappenheimern zusammen. Unrecht getan, ne, kann mir damit nicht! Du hast ja noch Taddel auf deinem Lack, Krischan! Man gibt keinem Pardon, und denn nimmt man auch keinen an; das is das Ganze. — Und du kkamst mir übrigens 'n Gefallen tun und deine zwei Kronen wieder nehmen. Ferdinand mag keinem was schuldig sein.“

„Dann kannst du sie ja leihen,“ sagte Pelle. „Ganz ohne Geld kannst du doch nicht in die Stadt kommen.“

„Nimm sie nur, so nimm sie doch!“ bettelte Ferdinand. „Du kriegst schwerer Arbeit als unsereins, und die Art und Weise, wie ich sie von dir kriegte, war auch gerade nicht fein. Du hast da gesessen und sie zusammengeschabt, vier Oere per Tag, und hast dir am Ende nicht mal 'nen Priem gegönnt, und denn sollt' Ferdinand sie dir wegnehmen? — Pfui Teufel! — Und Mutter hast du auch noch was zugesteckt, das hätt' ich beinah vergessen. — Ich pfeif auf die paar Groschen, ich weiß 'ne Stelle, wo 'n guter Coup zu machen is.“

Eine Strecke oberhalb des Dammhauses schlugen sie einen Nichtweg ein, der nach Norden führte, um von der Nordwestseite in die Stadt zu gelangen. Weit unten zur Rechten lag ein dichter Rauchwebel und schwebte in der Luft, das war der Dunstkreis der Großstadt. Der Ostwind riß Fetzen davon ab und führte sie ganz bis hier hinaus. Da steckte Ferdinand seine Bullenbeißernase in die Höhe und schnob die Luft ein. „Wer nu in der „Bluttasse“ bei einem Pferdesteak mit Zwiebeln säß!“ sagte er.

Es war gleichlich früh am Nachmittag. Sie brachen sich Stöcke von einer Hecke und schritten kräftig zu, an Teichen und Gradenrändern entlang, so gut es ging. Draußen über die Aecker schnitt der Pflug seinen Weg, hin und wieder zurück, und kehrte die schwarze, fruchtbare Erde an das Tageslicht, während Saatkrähen und Seevögel in den frischen Furchen kämpften. Die Pflugführer hatten die Zügel um die Taille; jedesmal, wenn sie an das Ende kamen und den Pflug herumwarfen und eine neue Furche angeschnitten hatten, liefen sie die Gäule ein wenig verschnaufen und starrten lange den beiden sonderbaren Frühlingswanderern nach. Wieviel fremde Luft weten in den Kleidern hing, es waren offenbar zwei von der Art Leuten, die auf ihren eigenen Füßen von Land zu Land gehen, dachten sie und riefen ihnen fremde Sprachbrocken nach, um auch auf der Höhe zu sein. Ach ja, einigen war es ja beschieden, sich in der Welt umzusehen! Morgen waren die beiden vielleicht schon wieder im fremden Lande, während sie hier gingen und nie vom Fleck kamen.

(Fortsetzung folgt)

Umschau

Erdkunde Aus Captain Scotts Tagebuch. Im Juliheft des Strand Magazine beginnt die Veröffentlichung der Tagebücher des Captain Scott, in denen die erste zusammenhängende Geschichte der britisch-antarktischen Expedition von 1910 bis 1913 erzählt wird. Die Darstellung ist aus den Aufzeichnungen des Polarforschers von Leonard Hepton geschöpft und vom Commander Evans sorgfältig durchgesehen. Zahlreiche von Scott aufgenommene Photographien begleiten und beleben die Schilderung. Als die ersten Nachrichten von dem tragischen Ende Scotts uns erreichten, wurden kurze Auszüge aus seinen Notizbüchern mitgeteilt; aber das Unglück kam so unerwartet und schien so unerklärlich, daß so mancher fragte, ob wohl die ganze Wahrheit bekannt geworden sei, ob nicht manches dem Publikum vorenthalten wurde. In den Worten des toten Helden wird nun die ausführliche und volle Wahrheit dieser ergreifenden Tat von den Anfängen bis zum traurigen Ende lesen können und sich davon überzeugen, daß Scott mit seiner Erkkärung recht hatte, derzufolge sein und seiner Kameraden Tod auf eine Reihe von unglücklichen Umständen zurückzuführen ist, die Menschenwitz nicht voraussehen und nicht abwenden konnte.

Schon mit der Ausreise begann das Mißgeschick. Wenige Tage nach der Abfahrt von Neu-Seeland am 29. November 1910, nämlich schon am 1. des folgenden Monats, geriet die Terra Nova in einen furchtbaren Sturm, der beinahe Schiff und Mannschaft auf den Boden des Meeres geworfen und der Expedition ein vorzeitiges Ende bereitet hätte. Die Pumpen versagten, und so mußten die Gelehrten und Forscher, die sich auf diese Arbeit wenig verstanden, aus allen Kräften sich an dem Ausschöpfen des Wassers beteiligen, um das Schiff vor dem Untergang zu retten. „Der Dienst wurde in zwei Abteilungen von Kommandeur Evans organisiert,“ schreibt Scott; „wir mußten mit Eimern arbeiten, und die Leute müßten sich um die verflixteste Handpumpe. Was für ein verzweifeltes Mittel, das Schiff vor dem Sinken zu bewahren, lächerlich ein Versuch, das Wasser auszuschöpfen! Doch so seltsam es schienen mag, unsere Anstrengungen waren nicht fruchtlos. Die Kette der Eimer, vier Stunden lang aufrechterhalten, gekommen mit dem Triefseln von der Pumpe wurde schließlich des Wassers Herr.“ Bei diesem Abenteuer wurden nur zwei Hunde und einige Feuerung verloren, und das Schiff erreichte glücklich am 10. Dezember das Eis der Antarktik.

Bei Kap Evans, in der Nähe des Mount Erebus, erfolgte die Landung; alle Vorräte wurden ausgeschifft und sicher aufgestapelt. Mit dem Anlegen von Depots in südlicher Richtung verbrachte man fast drei Monate, und auch diese einleitenden Arbeiten begegneten vielen Schwierigkeiten und unerwarteten Gefahren. Das größte Hindernis für schnelles Fortkommen bot der weiche Schnee; die größten Gefahren für das Leben der Menschen und Tiere drohten die verborgenen Spalten, die unmöglich zu erkennen waren, bis sie unter den Füßen erschienen. Ein aufregendes Abenteuer von diesen erlebten Polen erzählt Scott: „Wir hatten uns unseren Jahrgang, plötzlich hörte Wilson: „Halten! Der Schlitten saß!“ und ich sah, wie, es war einem Bein in einer Spalte verschwand. Ich sprang hinzu, sah aber nichts. Fünf Minuten später, als die Schlittenzüge nebeneinander herliefen, waren plötzlich die wütenden Hunde unseres Zuges fort. In einem Augenblick sank der ganze Zug. Vorwärts kamen uns die Tiere aus den Augen, wobei jedes Paar sich anstrengte, festen Fuß zu fassen. Lashman, der Führer, wandte all seine Kräfte auf und erhielt festen Fuß; es war wunderbar, ihm zuzusehen. Der Schlitten hielt an und wir sprangen hinaus. Sogleich war uns die Situation klar. Wir waren über die Brücke einer Gletscherspalte gefahren; der Schlitten hatte auf ihr angehalten, während die Hunde in ihrem Geschirr in den Abgrund jagten und so hängen blieben zwischen dem Schlitten und dem Leitsunde. Warum der Schlitten und wir selbst nicht in den Abgrund stürzten, weiß ich nicht. Ich denke, der Bruchteil eines Sekundes, den wir mehr gewogen hätten, würde genügt haben, uns hinabzuschleudern. Wir gaben den Schlitten ganz auf die Brücke und machten ihn fest; dann guckten wir in die Tiefe des Abgrundes. Da hingen die Hunde in allen möglichen phantastischen Stellungen, heulten jämmerlich und waren augenscheinlich furchtbar erschrocken.“ Die Hunde wurden alle gerettet, aber Scott kletterte selbst 60 Fuß in die Eisspalte hinein, um die letzten beiden zu erreichen. Ein anderesmal gerieten sie mit ihren Ponys in schwere Gefahr; die Fahrt ging über Eisschollen, und dazwischen war offenes Wasser, in dem die wilden Walfische brebbern schnaubten. Nur mit unendlicher Schwierigkeit gelang es, die Tiere zu retten; nur ein Pony glitt bei einem Sprung aus und fiel ins Wasser. „Wir zogen ihn heraus und brachten ihn auf eine Eisscholle, rings um uns Walfische in wilder Aufregung. Das arme Tier konnte nicht mehr aufstehen, und die einzige Gnade war, es zu töten.“ Während Scott diese Anfangsreisen von seinem Lager bei Mount Erebus aus unternahm, hörte er, daß sein Rivale Amundsen die Walfischbai erreicht hatte, 120 englische Meilen näher am Pol. Scott ließ sich aber dadurch nicht bewegen, seine Vorbereitungen zu überstürzen, sondern blieb bei der sorgfältigen Ausführung seiner vorher genau überlegten Pläne.

Naturkunde Die Nerven beim Wind. Im Wind scheiden sich die Geister. Stürmische Temperamente pflegen auch den Wind zu lieben, während ruhige und bequeme Leute über keine Eigenschaft des Wetters mehr zu klagen haben. Als der Gesündere ist zweifellos der zu betrachten, der sich dabei wohl fühlt, wenn ihn die Luft ordentlich um die Nase bläst. Ist doch auch die Empfindlichkeit für Erkältungen infolge von Zug, der sich vom Wind nur äußerlich unterscheidet, einer der Krankheitsschäden, die dem modernen Menschen die Gewöhnung und die übermäßig eingeschlossene Lebensweise eingetragen hat. Kaum ein Element des Wetters hat eine so starke Wirkung nicht nur auf den Körper, sondern auch auf den Geist wie der Wind. Die Hundertzehn und damit auch das übrige Nervensystem werden durch sprühende scharfe Bestrahlung mit frischer Luft gleichsam aufgepeitscht. Deshalb befinden sich auch viele Menschen, die sich zu wenig in Freien aufhalten, an windigen Tagen eigentümlich erregt, und diese Stimmung kann einerseits bis zu einem fieberhaften Unwohlsein, andererseits bis zu einer Erschöpfung gesteigert werden. Dabei sind aber große Unterschiede zu beobachten, nicht nur bei den einzelnen Individuen, sondern auch nach den besonderen Eigenschaften des Windes. Der Grad der Windstärke ist auch nicht der einzige bedeutsame Punkt, sondern außerdem sind Temperatur und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft von bedingendem Einfluß. Daraus folgt ferner, daß sich die Nerven gegen Wind in verschiedenen Ländern und Klimaten auch sehr verschieden verhalten werden. Das lehrt auf Grund einer umfangreichen Erfahrung Dr. Carlos Heim in einem Aufsatz über nervenerregende Winde in der Zeitschrift für Balneologie. Seine Beobachtungen begründen sich auf einen längeren Aufenthalt in Aegypten und in Kapstadt. In diesen an den entgegengesetzten Enden des Erdteils gelegenen Gegenden Afrikas treten Winde von ganz besonderer Art auf, die daher auch eigene Namen erhalten haben. In Aegypten weht ein aus Süden, also nicht aus der Sahara kommender Wind, der sehr hoch und trocken ist, auch große Mengen feinen Staubes mit sich führt, als Khamsin bezeichnet. Dies arabische Wort heißt 50, weil der Wind angeblich in den 50 Tagen nach Frühlingsanfang auftritt. Es ist nun schon früher bemerkt worden, daß dieser Wind sehr ungünstig auf die Menschen einwirkt. Er erzeugt Erschlaffung, Schlaflosigkeit und Unruhe, die bis zu geistigen Störungen anwachsen können. Die Insassen der Irrenanstalt gerieten bei diesem Wind stets in einen besonders verworrenen Zustand. Blutungen sind schwerer stillbar, was gleichfalls auf Erregungen des Nervensystems zurückgeführt wird. Sonderlich scheint es sogar, daß sich die Verbrechen häufen, so lange dieser heiße Wind herrscht. Der Einfluß ist auch nicht auf den Menschen beschränkt, sondern zeigt sich auch bei der Tierwelt, von den Vierbeinern herab bis zu den Ameisen, die von dem Winde in eine ganz auffällige Aufregung geraten. Manche Tiere verfallen im Gegenteil in die größte Trägheit. Aehnliches ist früher von Stockte in Nordafrika und Australien berichtet worden, den für Nervenschwäche als unbedingt schädlich verklagt werden ist. In Spanien herrscht dieser Wind der sogenannte Levante, der gleichfalls von Afrika kommt und sich ganz gewaltig Eingeborene Spaniens zu klimmen imstande ist. Auf der Insel St. Helena, wo Dr. Heim gleichfalls gewesen hat, ist der Nordwind gefürchtet. Die wenigen Bewohner des Eilandes laufen dann mit verbundenen Ohren und hören darüber, daß der Wind den falschen Weg hat. Seine Folgen sind große Erregtheit und Reizbarkeit. Weil erfreu-

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19130703/12 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG